

Die Landbesitzer

Autor(en): **Quindlen, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein**

Band (Jahr): **100 (1991)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-553878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE LAND- BESITZER

Wer die Ruhe und den Frieden des Landlebens an der Grenze zur Wildnis sucht, darf sich über eindruckliche Begegnungen nicht wundern. Und wer, wie Anna Quindlen, über die eigene Nasenspitze hinausdenkt, beginnt sich zu fragen: Treiben sie sich auf meinem Land herum, oder halte ich mich unbefugterweise auf ihrem Land auf?



Er sieht erstaunlich wie ein Bär aus! war mein erster Gedanke. Ich schrie. «War er gross?» fragten mich alle. «Im Vergleich zu was?» antwortete ich.

FOTO:
THE NEW YORK TIMES

Der Bär atmet stossweise und geräuschvoll wie ein älterer Herr mit einer Vorliebe für Zigarren und einer Neigung zu Atemnot.

Er sieht ganz erstaunlich wie ein Bär aus! war mein erster Gedanke, als er mich von der Anhöhe gleich hinter unserer Veranda herab durch seine kleinen Augen betrachtete. Wie eine Nahaufnahme in einer Fernsehsendung über die Natur. Ich schrie.

Der Bär verschwand mit schweren Schritten – tap, tap, tap, hrump, hrump – in der Nacht, vielleicht auf der Suche nach schlecht verschlossenen Kehrichtkübeln oder unzulänglich beleuchteten Bienenhäusern. Ich sass zitternd auf dem Geländer. «War er gross?» fragen mich alle. «Im Vergleich zu was?» antwortete ich.

Was ich jeweils nicht erwähne, wenn ich die Geschichte erzähle, ist, dass ich überzeugt bin, dass der Bär mich immer noch beobachtet. In der Nacht stelle ich mir vor, wie er von seiner Anhöhe zur beleuchteten Veranda hinunterblickt, als ob er einen Platz im vierten Rang für eine Vorstellung hätte, die schon begonnen hat. «Ein nettes Weibchen, aber nicht sehr haarig», höre ich ihn denken. «Aha, die Jungen sind schon in die Höhle gekrochen.»

Manchmal habe ich den Verdacht, dass ich mir das vorstelle, weil ich ob des Friedens und der Ruhe, die hier auf dem Lande herrschen, verrückt geworden bin, und dass der Bär völlig aus meinen Gedanken verschwinden würde, sobald ich einen Autoalarm, eine Ambulanzsirene, eine Stereoanlage in voller Lautstärke und ihren Besitzer hören könnte,



FOTO: KEY COLOR/TRANSGLOBE/ BLUME-FIRLA

der sich mit seiner Freundin darüber streitet, ob er nun mit Daniela etwas hat oder nicht. Manchmal denke ich, dass ich es tue, weil ich tief im Innern überzeugt bin, dass sich nicht der Bär unbefugterweise auf meinem Land herumtreibt, sondern dass ich mich unbefugterweise in seinem Gebiet aufhalte. Dieses Gefühl mag für Stadtmenschen nicht einsichtig sein, obschon der Anblick eines Mannes, der mit einer Zeitung hinter seinem Schäferhund her aufwischt, an eine Art schreckliche Sühne denken lässt.

Die Stadt ist ein Ort, der von Menschen für Menschen gebaut wurde. Dort sagen wir, dass Menschen sich wie Tiere verhalten, wenn sie mit Gewehren, Schlagstöcken und Messern Dinge tun, die einem gewöhnlichen Bären nicht im Traum einfallen würden. Dort lassen wir uns herab zu unseren Tieren, mit Hundesalons und Katzenkörbchen, und benutzen sie, um uns vor der Einsamkeit zu schützen oder uns auf unsere Rolle als Eltern vorzubereiten (all jene, die ihren Hund vernachlässigen, seit das Baby da ist, wissen, wer gemeint ist).

Aber dort draussen in der tiefen Dunkelheit, wo es keine Strassenbeleuchtung gibt und wo die Sterne am Himmel funkeln, ist Herablassung, dieses Gefühl der Überlegenheit, das Tierschützer Hochmut der Arten nennen, nicht möglich. Oh, Jäger versuchen sich darin, und es ist rührend sich vorzustellen, welche Feuerkraft sie benötigen, um einen einzigen leidlich grossen Hirsch niederzustrecken. Im Herbst dürfen sie während drei Tagen Bären jagen, und anschliessend bringt die Zeitung mindestens ein Foto, das zwei

lachende Burschen mit Hüten neben der Leiche eines Tieres zeigt, das, obschon es tot ist, mehr Würde besitzt als sie.

Jeden Frühling, nach der Winterruhe, dem langen, kalten Dösen, sind wir gespannt, ob der Bär, der auf dem Hügel hinter unserem Haus wohnt, den Kugeln entkommen konnte. Anzeichen künden von seinem Triumph: ein Kothaufen im Gras, der von keinem anderen Tier stammen kann, ausser es streiften immer noch Mastodonten auf der Erde herum. Ein umgeworfener Kehrriechkübel im Morast. Ein ausgeleckter Krautsalatbehälter. Symmetrische Kratzspuren in anderthalb Metern Höhe am Baum.

Dieses Land gehört ihnen. Einmal, vor langer Zeit, baute jemand ein Haus darauf. Das war damals, als wir noch zaghafte Eindringlinge waren und hier ein Farmhaus und dort eine Scheune hinstellten. Und dann verloren wir den Verstand, bauten Appartementshäuser mit Schwimmbädern und Bürokomplexe mit Tiefgaragen und Siedlungen, deren Namen immer irgendwie die Wörter «Park», «Feld» oder «Hügel» einschlossen. Fortschritt lässt sich nicht aufhalten, vor allem wenn er mit achtzig Stundenkilometern daherkommt. Im Sommer, wenn die Opossums am Strassenrand steif werden, fällt das besonders auf. Manchmal schlagen die Tiere zurück. Mir gefällt die Geschichte von den Leuten, die ein Haus mit einem Teich kauften und ziemlich viel Geld für einen Steg ausgaben, von dem aus sie hinausschwimmen konnten. Es ging nicht lange, bis sie merkten, dass die Schnapschildkröten die Ergänzung ihres Ökosystems durch menschliche Wesen, die Sonnenschilder trugen, nicht schätzten. Man holte einen Vernichtungsexperten. Der Teich wurde mit dem Schleppnetz abgesucht. Ein Gast wurde gebissen. Die Schildkröten behielten die Oberhand.

Ich habe gelesen, dass Hirsche ihr Leben lang denselben Pfad benützen. Da kommt jemand, stellt ein Haus im neokolonialen Stil mitten auf den Hirschpfad, und die Hirsche benützen ihn mit einigen kleinen Umwegen weiter. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass der Hirsch hierher gehört und nicht das Haus. Die Fledermäuse, die Waldmurmeltiere, die Wiesel, die Kröten: In hundert Jahren, wenn unsere Familie voraussichtlich zerstreut sein wird, werden ihre Nachkommen möglicherweise immer noch am genau gleichen Ort leben.

Irgendwo draussen sitzt der Bär, beobachtet, kratzt sich, atmet seinen Bären-Atem, und wenn er reden könnte, würde er vielleicht sagen: «Ich frage mich, wann die dorthin zurückkehren, wo sie hingehören.» ■

ANNA QUINDLEN

ANSTAND DURCHBRICHT GRENZEN DES GLAUBENS

Wie kann ein
jüdischer Autor
für eine stark
religiös
ausgerichtete
lutheranische
Zeitschrift Jahr-
zehnte hindurch
allmonatlich
einen
Essay schreiben?

«Wenn Juden nicht existieren würden, müsste der Antisemit sie erfinden», sagte Jean-Paul Sartre. Antisemitismus ist eine der ältesten Formen von Fremdenhass, von Ablehnung des anderen. Es ist ein Urhassgefühl, das – seit 2000 Jahren von Generation zu Generation vererbt – keine geographischen, linguistischen oder zeitgebundenen Grenzen kennt und sich über alle Aufklärungsversuche hinwegsetzt. Es kann sich als persönliche Haltung selbst bei Menschen bemerkbar machen, die noch nie mit Juden in Berührung gekommen sind.

Wie bei allen Dingen gibt es auch bei den Juden ein Rechts und ein Links: Es gibt orthodoxe und es gibt assimilierte Juden. Den Fundamentalisten schreibt man zu, durch ihr striktes Festhalten an den Gesetzen und Geboten, vor allem aber durch das ständige Studium des «Buches» das Judentum durch so viele Jahrhunderte der Diaspora und der Ghettos hindurch am Leben erhalten zu haben. Im Assimilierungsprozess des Juden liegen Gefahren: der Selbsthass, die Selbstverleugnung und im Extremfall der Antisemitismus im Juden. Andererseits ist gerade im Höhenflug der Assimilierung auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst einmalig Grosses geleistet worden. Man kann mit vollem Recht sagen, dass die drei Männer, die unsere Zeit geprägt haben, Juden waren: Marx, Freud und Einstein. Aber auch das Gegenteil ist wahr: Der Verleger Helmut Kindler erklärte in einem Fernsehinterview, er sei Philosemit und habe die stärksten Impulse für seine Karriere im Berlin der zwanziger Jahre von jüdischen Intellektuellen erhalten.

Als ich einmal nach einem Vortrag von einer streng katholisch erzogenen Dame aus dem katholischen Luzern nach Hause gefahren wurde, kamen wir auch auf die Religion zu sprechen. Ich erwähnte, ich sei Jude. Sie stoppte den Wagen und, erstaunt über ihr eigenes Erstaunen und den Ausruf: «Was! Sie sind Jude?» sah sie mich an und umarmte mich im nächsten Augenblick mit einem Wangenkuss. Eine jahrelange innige Freundschaft verband uns danach.

Ich komme aus einer Wiener sephardischen Familie und machte schon früh in der Primarschule physische Bekanntschaft mit den Verirrungen des Antisemitismus, wenn meine Schulkameraden in einem Rudel über